

Zum Gedenken an Schwester Stephania (Rosina) Geißel OSB

geb. am 15. Februar 1951

gest. am 15. Februar 2020



Viele Monate lang ging Sr. Stephania ganz bewusst und mit großer Zuversicht auf ihren Tod zu. Nach wenigen Tagen mit großer Atemnot wurde sie in der ersten Stunde des 15. Februar von ihrem Leiden erlöst und durfte so ihren Geburtstag in der ewigen Heimat feiern.

Sie wurde am 15. Februar 1951 den Eheleuten Jakob und Rosina Geißel, geb. Heilmaier in Poing, Landkreis Ebersberg, geboren und am 21. Februar 1951 in der dortigen Pfarrkirche auf die Namen Rosina Julianna getauft. Rosi, wie sie genannt wurde, wuchs in der Gemeinde Poing zusammen mit ihrem acht Jahre älteren Halbbruder Anton auf und hatte – wie sie schreibt – eine angenehme Kindheit.

Auf Grund einer Kriegsverletzung war der Vater Frührentner und die Mutter begann halbtags eine Arbeit. Da war es für die Familie ein herber Schlag als die Mutter bereits mit 46 Jahren nach einem Autounfall verstarb. Der Bruder hatte zu dieser Zeit das Elternhaus bereits verlassen und Rosi war im Internat bei den Armen Schulschwestern in Erding, wo sie nach der sechsjährigen Volksschulzeit in die Realschule gewechselt hatte. Trotz der familiären Belastungen hatte sie gute Ergebnisse in der Schule und konnte sich nach der „Mittleren Reife“ zunächst durch den Besuch der einjährigen Kinderpflege- und Haushaltsschule für die Aufnahme in die Krankenpflegeschule qualifizieren. Bevor sie die Ausbildung zur Krankenschwester begann, arbeitete sie ein halbes Jahr im Kindergarten in Poing. In dieser Zeit wohnte sie bei ihrem Vater, doch während der Krankenpflegeausbildung bei den Barmherzigen Schwestern in der Thalkirchner Straße in München gab es keine externen Schülerinnen und sie zog in das von den Schwestern geleitete dortige Internat.

Ihre erste Arbeitsstelle nach dem Examen als Krankenschwester war eine Interne Abteilung im Städtischen Krankenhaus Kaufbeuren. Nach zwei Jahren wechselte sie für drei Monate ins Kreiskrankenhaus und dann in den Ambulanten Dienst, wo sie sich zuerst drei Jahre in der Sozialstation Kaufbeuren und ab dann bis zum Eintritt in der Caritassozialstation Ebersberg engagierte. Letztere war in dieser Zeit noch im Aufbau begriffen, so dass Rosi hier ihre bereits erworbenen Kenntnisse gut anbringen konnte und auch Erfahrungen in der Tätigkeit als Einsatzleiterin sammelte. In dieser Zeit – der Gemeindepfarrer war auch 1. Vorsitzender der Sozialstation – wuchs der Kloster- und Missionsgedanke, so dass sie sich bei den Missions-Benediktinerinnen in Tutzing bewarb.

Am 01. Dezember 1980 trat sie in unsere Kongregation ein und lebte die ersten Jahre in Bernried, das zu dieser Zeit Noviziatshaus war. Beim Noviziatsbeginn erhielt sie den von ihr gewünschten Namen Sr. Stephania. Bald nach der zeitlichen Profess, am 05. Juni 1983, wurde sie nach Tutzing versetzt. Hier kam sie nach einem kurzen Einsatz in der Infirmierie ins

Krankenhaus auf eine Innere Station. Nach fünf Jahren Tätigkeit auf dieser Station nahm sie 1988 an einem zweimonatigen Stationsleiterkurs in Regensburg teil und übernahm dann für kurze Zeit die Stationsleitung. Wegen einer schweren Depression musste sie sich einer Therapie unterziehen und war danach den Belastungen eines Krankenhausalltags nicht mehr gewachsen. So wechselte sie 1989 in die Infirmierie und übernahm dort ab 1991 den grössten Teil der Nachtwachen. Sie gewöhnte sich im Laufe der Zeit gut an den Nachtrhythmus und liebte das selbständige Arbeiten in der Nacht, wo ihr niemand hineinredete und sie alles so einteilen konnte, wie es ihr entsprach. Doch vermehrten sich in der älter werdenden Gemeinschaft die Aufgaben, die in der Nacht anfielen, und es wurde notwendig, die Nachtwachen auf mehrere Schultern zu verteilen. Für Sr. Stephania war es nicht leicht, tagsüber Aufgaben zu übernehmen, aber mit zu viel Freizeit fühlte sie sich auch nicht wohl. Ihre Depression und die Einnahme von Medikamenten hatten auch ihrer psychischen Belastbarkeit deutliche Grenzen gesetzt. Sr. Stephania konnte sehr liebenswürdig sein, doch sagte sie auch unverhüllt, was sie meinte und hatte keine allzu hohe Toleranz gegenüber Schwächen anderer. Ein Arbeiten im Team war deshalb nur mehr schwer möglich. Hinzu kam, dass sie durch und durch eine stolze Bayerin war, die auch im Umgang mit ausländischen Mitarbeiterinnen in der Infirmierie nicht auf Hochdeutsch umschwenken mochte. So beendete sie 2016 ihren Dienst in der Infirmierie, wo sie viele unserer Mitschwestern in ihren letzten Lebensjahren versorgt und begleitet hatte. Neben ihres depressiven Wesens war Sr. Stephania aber auch eine sehr lebensfrohe Frau, die sich am Leben erfreute und die nicht nur zu ihren Verwandten, sondern zu vielen anderen Bekannten langjährige herzliche Beziehungen pflegte. Sie liebte die Bibel und war eine eifrige Leserin. In ihrer Gruppe drang sie immer wieder darauf, dass regelmäßige Bibelgespräche stattfanden. Auch die Liturgie war ihr ein Herzensanliegen, und so beteiligte sie sich viele Jahre am Erstellen des Liturgieplanes, auch wenn sie selbst zu ihrem Leidwesen nicht gut singen konnte. Mit großer Freude aber schwang sie an Hochfesten das Weihrauchfass. Sr. Stephania hatte Sinn für schön gestaltete Dinge und stellte gelegentlich auch hübsche Fadengrafikkarten her. Leider war das Handarbeiten durch die Nervenschädigung an den Fingerspitzen, die durch den Diabetes entstanden waren, immer weniger möglich. Ihrer Liebe zur Natur und ihrer Freude an Blumen und Pflanzen konnte sie bei Spaziergängen und vor allem während ihrer Urlaube in Wessobrunn nachgehen.

Sr. Stephania übernahm in der Gemeinschaft ab 2016 verschiedene kleine Dienste im Garten, in der Sakristei und im Refektorium, die sie mit großer Sorgfalt ausübte. Das gab ihr auch Möglichkeiten, mit Schwestern guten Kontakt zu pflegen. Sie klagte aber immer mehr über große Müdigkeit. Es bedurfte einiger Überredung, bis sie den Weg zu ärztlichen Untersuchungen fand, die ihr dann bestätigten, was sie selbst wohl schon ahnte. Da sie die Behandlungen schlecht verkraftete, entschloss sie sich, die Therapie abzubrechen. Sie ging diese letzten Monate sehr bewusst, - ja man möchte fast sagen – glaubensfroh – auf ihren Tod zu. Sie räumte ihr Zimmer auf, zog Anfang 2019 ganz in die Infirmierie ein und ordnete ihre Dinge. Sie freute sich über Besuch, lachte gern und interessierte sich für das, was in der Gemeinschaft und in der Welt los war. Sie las weiterhin Krimis, schaute Fern und konnte sich daran freuen, dass sie immer noch lebte und noch manches konnte. Sie freute sich auf den Himmel und darauf, von Christus mit offenen Armen empfangen zu werden. An ihrem 69. Geburtstag durfte sie in der 1. Stunde des Tages dorthin aufbrechen. Wir freuen uns mit ihr, dass sie nun in den offenen Armen Jesu angekommen ist und Leben in Fülle genießen darf.

Tutzing, den 19. Februar 2020

Priorin und Schwestern des Priorats Tutzing